

# Wir wollten nie wie unsere Eltern werden

Der Erzähler steht außerhalb und innerhalb der Figurenwelt: „Allegro Pastell“ von Leif Randt erneuert den bürgerlichen Roman.

**B**ürgerlichkeit scheint gegenwärtig eine zweifelhafte Währung zu sein. Politische Parteien streiten um die bürgerliche Mitte, bezeichnen sich selbst als bürgerlich oder sprechen anderen die Bürgerlichkeit ab. Im jüngeren akademischen Milieu sorgt dagegen schon der Begriff „bürgerlich“ für Stirnrunzeln. „Was zur Hölle soll ‚bürgerlich‘ eigentlich heißen?“, twitterte unlängst der Bonner Germanist Johannes Franzen. Seine Follower konnten hier nur spekulieren. Das müsse irgendetwas mit „Immobilienbesitz“ zu tun haben. Oder sei einfach „Neusprech für AfD-kompatibel“.

Gibt es die politisch beschworene Bürgerlichkeit also überhaupt? Historikerinnen und Soziologen sind sich darin einig, dass Bürgerlichkeit schon seit dem achtzehnten Jahrhundert kein fester sozialer und juristischer Status mehr ist. Bürger sind schlicht Menschen, die sich, ohne dass sie eine rechtliche Garantie dafür hätten, als ökonomische und kulturelle Mitte empfinden. Das Bürgerliche ist das Normale. Oder all jene Ideen, Stile und Lebensformen, die sich als gesellschaftlicher Standard etablieren. Doch was ist heutzutage Standard? Und kann man frei darüber bestimmen, ob man diesen Standard erfüllen will?

Leif Randts Roman „Allegro Pastell“, der im vergangenen Jahr bei Kiepenheuer & Witsch erschien (F.A.Z. vom 12. März 2020), wirft diese Fragen auf. Das Buch erzählt von der Beziehung zwischen Jerome und Tanja, einem Grafikdesigner aus dem hessischen Maintal und einer Berliner Autorin. Die Denk- und Redeweise dieser beiden Kreativarbeiter verläuft entlang einer Weltdeutung, für die sich das Attribut „woke“ eingebürgert hat. Tanja sagt in einem Interview, dass sie sich „zunehmend vor heterosexuellen Paaren ekele“. Jerome verlässt genervt ein Café, weil ihm dort zu viele weiße Menschen sitzen, und in der binären Hochzeit eines Freundes kann er nichts anderes sehen als ein ultraschießiges „Shit-Event“. Auch die ökonomischen Ansprüche der Mittelschicht torpedieren Jerome und Tanja, wenn sie das Geldverdienens als „Denkfehler“ bezeichnen. Vieles, was man mit bürgerlich assoziiert, scheint hier durchkreuzt zu sein.

Sind Jerome und Tanja aber wirklich Antibürger? Die Kommunikation mit den mittelständischen Eltern verläuft „erstaunlich harmonisch“. Konflikte gibt es nicht. Warum auch? Jeromes Vater, ein Ingenieur in Rente, findet es „lößlich“, dass sich der Sohn „kein eigenes Auto“ kauft. Schließlich mache er „den Planeten damit nicht schlechter“. Auch Tanja erlebt mit ihren Eltern alles andere als einen Generationenkonflikt. Immerhin ist es die Mutter (eine Psychologin), die „im Schneidersitz auf dem Teppich sitzend“ dazu rät, dass Tanja ihre monogame Beziehung zu Jerome auflockern und mal einen Seitensprung wagen solle.

Selbst die Kritik am Geldverdienen wird von den Eltern unterstützt, wenn es für Tanja zu Weihnachten ein Buch über das bedingungslose Grundeinkommen gibt. Die Figuren wollen nicht bürgerlich sein. Aber das soziale und familiäre Umfeld hat ihr Werteschema längst als mittelschichtstauglichen Standard akzeptiert. So werden sie bürgerlich wider Willen.

Solche Verbürgerlichungsdynamiken lassen sich unterschiedlich darstellen. Triumphal im Ton ist Sahra Wagenknechts Sachbuch „Die Selbstgerechten“ (F.A.Z. vom 21. April), das dem linksakademischen Milieu höhnisch seine Lifestyle-Bürgerlichkeit um die Ohren haut. In ihrer Beschreibung der Woke-Kultur greift Wagenknecht zu den Mitteln satirischer Überzeichnung. Satirische Techniken wurden schon immer dazu eingesetzt, dem Bürgertum seine Lebenslügen vorzuführen. Die Satire hat aber einen blinden Fleck: Denn woher bezieht die Sprecherin ihren moralischen Standpunkt? Kann es nicht sein, dass sie selbst Teil dessen ist, was sie beschreibt? Ist Wagenknecht vielleicht auch eine Selbstgezeichnete, eine Bürgerliche, die ihren Wohlstand mit ein bisschen Salonmarxismus drapiert?

Die satirische Falle umgeht Randt durch die ästhetische Form. In „Allegro Pastell“ spricht kein außenstehender Satiriker, der die Figuren vorführt und von oben herab behandelt. Gleichzeitig wird bei ihm aber auch jene moralische Identifikation mit den Hauptfiguren vermieden, die der Literaturwissenschaftler Moritz Baßler aus Münster soeben als typisch für den neuen „Midcult“ der Gegenwartsliteratur beschrie-



Man geht nicht mehr ohne Bart, aber auch nicht ganz mit: Leif Randt 2011 auf der Frankfurter Buchmesse.

Foto Felix Seuffert

ben hat (F.A.Z. vom 9. Juli). Randts „feine und elegante Ironie“ (Katrin Hillgruber) entsteht durch einen neutralen Erzähler, der seine normative Haltung zu den Figuren gerade in solchen Momenten in der Schwebe hält, in denen sie auf moralische Rückendeckung angewiesen sind. Man schmunzelt verwundert, wenn die Figuren eine Power-Point-Präsentation erstellen, um das ethische Für und Wider ihres Kinderwunsches zu diskutieren. Und die Komik solch forciertem Achtsamkeit wirkt umso stärker, als hier jeder solidarische Erzählerkommentar ausbleibt. Trotz solcher Distanzsignale verwendet der Erzähler die gleiche Gendersprache und ähnliche Lifestylevokabeln wie seine Protagonisten. Randts Erzähler steht gleichzeitig außerhalb und innerhalb der Figurenwelt. Er ist wie der Gast auf

einem Popkonzert, der bei keinem der Songs applaudiert, während der After-Show-Party aber plaudernd zwischen den Musikern steht.

Randt ironisch schillernde Ästhetik entspricht einer Gesellschaft, in der es schwieriger geworden ist, sich dem Sog der Bürgerlichkeit zu entziehen und einen autonomen Standpunkt einzunehmen. Zwar bilden sich in regelmäßigen Abständen neue Gegenkulturen heraus, die Lebensformen jenseits der Bürgerlichkeit postulieren. Doch in der von dem Soziologen Andreas Reckwitz auf den viel zitierten Begriff gebrachten „Gesellschaft der Singularitäten“ ist das Alternative zum Common Sense geworden. Die Standardisierung des Außergewöhnlichen macht es für die Individuen schwer, die eigene Position gegenüber der Bürgerlichkeit zu bestimmen.

Die Ironie ist eine Form, die eigene Verstrickung in die Mittelschicht eingestehen. Und gleichzeitig einen leichten Vorbehalt gegenüber den moralischen Routinen dieser Mittelschicht auszudrücken. In diesem Sinne beschrieb Hans Magnus Enzensberger seine Poetik einmal als „Verteidigung der Normalität“ unter gleichzeitigem Verzicht auf ihre „Anbetung“. Bei Randt klingt das in einem Interview mit der Internetschrift Republik.ch ähnlich. In „Allegro Pastell“ sei es ihm um die „Behauptung einer Normalität“ gegangen, mit der er beim Schreiben aber nie ganz verschmolzen sei. Sein poetischer „Weltzugriff“ bleibe die „Unentschiedenheit“: eine dezente, doch unauflösbare „Halbdistanz“.

JENS OLE SCHNEIDER

# Mit dem Siegel von Julius Caesar höchstpersönlich

Integrität durch Landschenkungen: Die Reformpläne eines der unter dem Namen Sallusts überlieferten Briefe klingen authentisch

Echtheitsfragen gehören zum Kerngeschäft von Philologen, seit sich in Alexandria und anderen hellenistischen Städten Gelehrte gründlich mit überlieferten literarischen Werken befasst haben. Würde dieser oder jener anstößige Vers tatsächlich von Homer geschrieben? Wann hat ein späterer Autor die unappetitliche Stoßtrupp- und Verratsepisode, in deren Verlauf der feige Trojaner Dolon von Odysseus und Diomedes gefangen, verhört und erschlagen wird, in die Ilias eingefügt? Kann ein Julius Caesar Hörer und Leser seines Eroberungsberichts wirklich mit einer Schilderung der wunderlichen Fauna des Herkynischen Waldes in Germanien unterhalten haben?

In der Neuzeit hat die Klassische Philologie ihren Status als Wissenschaft nicht zuletzt über die Bearbeitung solcher Fragen gewonnen. Als Richard Bentley Ende des siebzehnten Jahrhunderts die angeblichen Briefe des sizilischen Tyrannen Phalaris als späte Machwerke entlarvte, war das in der Sache nicht neu – schon Erasmus von Rotterdam hatte sie als Schreibübungen von Rhetoren angesprochen. Aber Bentley wies die Unechtheit methodisch nach, indem er zahlreiche Fehler und Anachronismen in Sprache, Stil und historischem Kontext aufdeckte. Nur mit Intuition und Geschmack war komplexen Nachschöpfungen eben nicht beizukommen, wie sich noch zwei Generationen später zeigen sollte, als Goethe und viele seiner Zeitgenossen die epischen Gedichte des als Ossian firmierenden James Macpherson als authentische Zeugnisse alten gälischen Volks- und Dichtergeistes bejubelten.

Im Prinzip verfährt die althistorische Kritik noch heute wie seinerzeit Bentley. Dabei kann die Argumentation Züge einer perpetuierten Pingpongpartie tragen. In der römischen Kaiserzeit

gehörte es zur hohen Schule des Rhetorikunterrichts, bekannte frühere Autoren nach Sprachgebrauch, Stil und Ethos so genau wie möglich nachzuziehen. Aus Übungsstücken konnte sogar der Unterhaltung oder Erbauung dienende Literatur hervorgehen; so sind vielleicht die Phalaris-Briefe oder der vielzitierte Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus entstanden. Werden nun einem Autor, von dem zweifellos echte Werke hinreichenden Umfangs erhalten sind, auch weitere Schriften zugeschrieben, weil sie etwa im Kontext unstrittiger Texte überliefert sind, beginnt das Spiel: Weist das fragliche Stück in Lexik und Semantik, Wortfügung und Grammatik sowie nach Inhalt und Duktus die bekannten Eigenheiten des Autors auf, kann die Echtheitsindiz oder als Hinweis auf einen sehr gut informierten und sorgfältigen Nachahmer genommen werden. Gibt es Abweichungen und Schnitzer, so seien diese entweder als Hinweise auf ein Frühwerk beziehungsweise auf Irrtümer oder Übertreibungen des berühmten Autors oder aber auf Fehler eines minderkompetenten Skribenten zu verstehen.

## Es geht um eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit

Genau diese Konstellation kennzeichnet auch die gelehrte Debatte um zwei Briefe, die der spätere Geschichtsschreiber Sallust an Caesar geschrieben haben soll. Dabei weist der in der einzigen Handschrift als zweiter überlieferte, längere Brief in das Jahr vor Ausbruch des Bürgerkriegs im Januar 49, als Sallust gerade aus dem Senat geworfen worden war und Caesar in Gallien seine Optionen gegenüber seinen Feinden in Rom überdachte, während das als erstes gereichte Stück den Sieg über Pompeius voraussetzt und den

neuen Herren über die res publica nicht zuletzt ermahnt, seine Macht friedlich und maßvoll zu gebrauchen.

Jetzt hat der hierzulande durch eine Cicero-Biographie (F.A.Z. vom 29. September 2010) bekannte, in Saragossa lehrende Althistoriker Francisco Pina Polo einen neuen Anlauf unternommen, die Zuschreibung zumindest des längeren Briefs an Sallust plausibel zu machen und ihn als wertvolles, authentisches Zeugnis für einen Moment im Katarakt sich beschleunigender Ereignisse anzusehen („Sallust's Epistulae ad Caesarem“, Hermes Bd. 149, Heft 2, 2021 / Franz Steiner Verlag). Auch er kommt zwar gegen die argumentationslogisch schiefe Schlachtordnung nicht an: Zwingend nachweisen lässt sich nur Unechtheit (wie bei den Phalaris-Briefen), niemals aber Echtheit, da ein perfekter Nachahmer ... siehe oben. Und Episteln waren für Fabrikationen immer wieder ein dankbares Genre.

Doch Pina Polos Argumente wiegen schwer. Da ist vor allem die sachliche und historische Plausibilität: Der fragliche Brief stehe als halböffentliche „Denkschrift“ mit Empfehlungen für eine bestimmte politische Konstellation oder Aufgabe nicht allein; vergleichbare und zweifellos echte Texte über den Wahlkampf für das Konsulat oder die Verwaltung einer Provinz sind aus der Zeit überliefert, andere zumindest in ihrer Existenz bekannt. Auch die Vorschläge zur Verbesserung der sozialen und politischen Lage breiter Teile der Bürgerschaft erscheinen im Kontext plausibel; sie greifen Themen auf, die seit Gaius Gracchus diskutiert und wenig später, in Caesars Diktatur sowie unter Augustus, teilweise auch umgesetzt wurden.

Ob man hierfür den Begriff „Reform“ verwendet, mag strittig sein, doch unterhalb von Christian Meiers Axiom, die

res publica habe selbst oder gerade in der Krise keine Alternative entwickeln können, sind durchaus konkrete Versuche zu erkennen, durch Anstiedlungsmaßnahmen, Bürgerrechtsverleihungen oder Veränderungen im Wahlmodus die Lage zumal vieler einfacher Bürger sowie deren Integration in das Gemeinwesen zu verbessern, um so die offenkundigen, bis hin zur Gehorsamsverweigerung gegenüber der Regierung reichenden Spannungen zu mindern. Derlei relativ gemäßigte Vorschläge im Sinne des Gemeinwohls formuliert auch der Briefverfasser.

## Sollen doch die Unzufriedenen abhauen!

Ebenso ist der scharfe polemische Ton gegen eine eigen-, hab- und rachsüchtige Clique von hochadligen Senatoren und Amtsträgern, die factio nobilitatis, aus der Rhetorik der sogenannten Popularen jener Zeit völlig geläufig. Diese kennen wir auch, aber nicht nur aus den späteren, nach Caesars Tod entstandenen Werken Sallusts, der „Verschwörung Catilinas“, dem „Krieg gegen Jugurtha“ und den Überresten der „Historien“. Es gab in der späten Republik eben doch sachlich begründbare Projekte, und es gab ideologisch grundierte Konfrontationen – beides prägt auch den Brief eines jungen Politikers, der zu dieser Zeit wohl noch Heilungsoptionen sah. Und wenn zwei im historischen Rückblick relativ unprominente Figuren an einer Stelle prominent erwähnt werden, so sei das kaum Produkt einer kaiserzeitlichen Konstruktion, sondern bilde die momentane, flüchtige und daher authentische Wahrnehmung eines Zeitgenossen ab.

Die linguistischen und stilistischen Einwände, wie sie besonders einfluss-

reich Ronald Syme vor bald sechzig Jahren in seinem Sallust-Buch vorgetragen hat, kann Pina Polo erschüttern, nicht zuletzt mit dem Hinweis darauf, dass das Vergleichsmaterial zu mager sei, um genau zu bestimmen, was und wie in einem um das Jahr 50 herum verfassten Brief formuliert werden konnte. Auch überzeugt sein durch Parallelen gestützter Vorschlag, die oft als anstößig geltende Behauptung des Briefschreibers, auf Betreiben so bekannter Oligarchen wie Cato habe man vierzig Senatoren und noch mehr vielversprechende junge Männer „wie Opfertiere abgeschlachtet“ (sic ut hostiae mactati sunt), sei im übertragenen Sinn zu verstehen: „durch Prozesse ruiniert“. In der Tat: Auch heute hat der „heiße Stuhl“ im Untersuchungsausschuss in der Regel keine elektrische Grillfunktion und ist beim Kehraus in Parteiapparaten auch schon einmal von einer „Nacht der langen Messer“ die Rede, ohne dass Blut in Strömen fließt.

Pina Polo schließt mit einer wunderbaren Pointe, die zugleich Licht auf die auch in den Geisteswissenschaften zunehmend geheiligte Kuh der „double blind peer review“ wirft. Das renommierte Journal of Roman Studies lehnte einst ein eingereichtes Manuskript ab: Der Gutachter hatte moniert, der ihm namentlich nicht bekannte Verfasser ahme den überaus charakteristischen Schreibstil Ronald Symes nach, doch die Argumentation entspreche nicht der von diesem großen Gelehrten gewohnten wissenschaftlichen Qualität – insgesamt leider also eine schlechte Imitation. Verfasser des Artikels war selbstverständlich Sir Ronald Syme höchstpersönlich, der danach dem JRS nie wieder einen Beitrag anbot. Oder hat hierzu Horaz (Ars poetica 359) den Kern getroffen? „Bisweilen schläft sogar der treffliche Homer.“

UWE WALTER

# Folgen der Verfolgung

Wo der Zentrumsturm stand, ist die AfD schwach

Das Gespenst des Rechtspopulismus geht seit längerem um. Der Schweizer Politikwissenschaftler Lukas Haffert von der Universität Zürich glaubt nicht, dass sich dieses Gespenst in einer Kirche halten kann. Zumindest nicht in einer katholischen und einem bestimmten dazugehörigen Milieu. Das ergibt sich aus einem Aufsatz mit dem Titel „The Long-Term Effects of Oppression: Prussia, Political Catholicism, and the Alternative für Deutschland“, den er soeben pünktlich zur Bundestagswahl in der American Political Science Review (Cambridge University Press) veröffentlicht hat. Mit an Lucian Hölscher gemahnender Datenfreude kommt der politische Ökonom zu dem Ergebnis, dass Katholizismus allein kein Bollwerk gegen Rechtspopulisten ist. Kommen jedoch weitere Faktoren hinzu, etwa Nachwirkungen des preußischen Kulturkampfes, erreichen Rechtspopulisten nur wenige Wähler.

Untersuchungen über die Relation von Wahlverhalten und Konfession sind nicht neu. Ihrem Altmeister, dem Mainzer Politikwissenschaftler Jürgen Falter, räumt Haffert eine vergleichsweise kurze Fußnote ein. Falter hatte statistisch belegt, dass die NSDAP in katholischen Gebieten verhältnismäßig wenig Wähler erreichte. Die Fokussierung auf „Hitlers Wähler“ erklärt aber nicht alles. Der für die politische Entwicklung verhängnisvolle Reichspräsident Paul von Hindenburg verdankte seine Wahl 1925 auch katholischen Stimmen, genauer der Bayerischen Volkspartei, der Schwesterpartei des Zentrums; diese hatte zur Wahl des Protestanten Hindenburg aufgerufen, gegen den Kandidaten der Weimarer Koalition, den praktizierenden rheinischen Katholiken Wilhelm Marx. In diesem bayerisch-rheinischen Gegensatz sieht Haffert einen Schlüssel; anders als die bayerischen Katholiken konnten ihre Glaubensbrüder im Rheinland und Westfalen auf einen repressiven Kulturkampf, mit Verhaftungen von Priestern und Schließungen katholischer Schulen, zurückblicken. Ungewollter Effekt war die Mobilisierung der katholischen Zivilgesellschaft, des „Zentrumsturms“ mit mitgliederstarken katholischen Vereinen. Wo diese bis heute stark sind, ist die AfD relativ schwach, etwa an der Grenze zu den Niederlanden.

Auch in Münster, wo das studentische Milieu und eine gewisse Satiriertheit dazukommen, liegt die AfD deutlich unter Landesdurchschnitt. Besondere Aufmerksamkeit gilt dem Bundesland Rheinland-Pfalz; hier lasse sich der preußische Kulturkampf an der preußisch-bayerischen Grenze, also zur ehemals bayerischen Rheinpfalz, erkennen. Für hessische Gebiete wie die Landeshauptstadt Mainz verweist Haffert auf den ebenfalls rigiden Kulturkampf im protestantisch dominierten Großherzogtum Hessen. Die Langzeitwirkung des Kulturkampfes auf den hessischen Katholiken Norbert Blüm ist noch Desiderat der Forschung. Das Fürstentum Birkenfeld an der Nahe wird zwar erwähnt, aber auf seine besondere Rolle im Kulturkampf nicht hingewiesen; in der oldenburgischen Exklave fand er nicht statt, die meisten Einwohner waren Protestanten, aber als Zufluchtsort für Priester war das staatsrechtliche Kuriosum, aus dem der Verfassungshistoriker Ernst Rudolf Huber stammte, beliebt. Messbaren Niederschlag in Wahlergebnissen fand dies offenbar nicht.

Etwas nonchalant macht Haffert die süddeutschen Staaten durchgängig katholisch, womit er die in Baden und Württemberg protestantische Führungsebene übersieht. Zudem hatte es auch in Baden einen Kulturkampf gegeben, was auch durch den als Anlage beigefügten „Kulturkampfkalender“ belegt wird. Etwas befremdlich ist, dass Haffert die deutsche Teilung zementiert, also von der alten Bundesrepublik bis 1990 ausgeht. In der früheren DDR hätten „56 Jahre faschistischer und sozialistischer Herrschaft“ die Milieus zerstört; der Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer Marco Wanderwitz hatte mit dem Wort „diktatursozialisiert“ sozusagen ein postökumenisches Gesamtmilieu angesprochen. Der Nationalsozialismus herrschte allerdings nicht nur auf dem Gebiet der späteren DDR, Flucht und Vertreibung durchdrüttelten ebenfalls gesamtdeutsch die Milieus.

Es gibt das thüringische Eichsfeld mit katholischen Milieus und unterdurchschnittlichen AfD-Ergebnissen. Im benachbarten Fulda lag die AfD bei der letzten Kommunalwahl über dem hessischen Durchschnitt, trotz preußischer Kulturkampf Erfahrungen. Hafferts historischer Blick erlaubt aber auch originelle Perspektiven. Dass Reiner Haseloff einer der erfolgreichsten CDU-Politiker im Kampf gegen die AfD ist, kann mit Langzeiterfahrungen preußischer Katholiken in Resilienz gegen obrigkeitliche Gängelei verknüpft werden. Als der Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt 2018 in Schönhausen eine Ausstellung zum zweihundertsten Geburtstag Otto von Bismarcks eröffnete, sprach er auch davon, „dass Bismarck insbesondere durch Kulturkampf und Sozialistengesetze das Land in schwerwiegende Konflikte gestürzt hat“.

MARTIN OTTO